

# Unterhaltungsblatt

## „Augsburger Postzeitung“.

№ 88.

Freitag, den 23. Oktober

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.  
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Suttler).

### „Magda.“

Zwölf Monate eines modernen Lebensbildes.

Der Wirklichkeit näherzählt von Beda v. Ballheim.

(Nachherd verboten.)

Jänner. — Der Anfang vom Ende.

In der dunkeln, zeitigen Frühe des Neujahrsmorgens öffnete sich langsam und zögernd die schwere Thür der . . . . . kirche zu . . . . . Eine hohe, schlante Frau in einem langen, sie ganz verhüllenden Mantel trat schüchtern ein und schlich in dem nur spärlich erleuchteten Raume weiter. Oft stand sie still, fast schien es, sie wolle umkehren, doch eine innere Macht trieb sie vorwärts, fast gegen ihren Willen. An einem Seitenaltare, der noch beinahe ganz in der Dunkelheit lag, sank sie nieder. Der unsichere flackernde Schein der heiligen Lampe und einiger Opferkerzen umgab mit mattem Dämmern die Züge der allerseligsten Jungfrau, welche mild und hoheitsvoll, aber in diesem Augenblicke kaum erkennbar, von dem Altarbild der „unbefleckten Empfängniß“ herabbllickten.

Doch sie, die hier kniete, kannte diesen leuchtenden, weltumfassenden Blick. Durch die Dunkelheit drang er mit derselben sanften Gewalt in ihr Herz, wie in all diesen Jahren der Pein, des Jrens und vergeblichen Suchens. Dort hatte dieser himmlische Blick das unsichere, flackernde Fünkchen gefunden, welches unter dem Wust von Eitel und Verzweiflung den Nest des höheren Lebens fristete, und an der heiligen Liebesgluth, welche erhieniederstrahlte, war es gewachsen zur Flamme der Sehnsucht nach dem verhüllten Gute der Erlösung.

Ein schweres Ringen erschütterte die ganze Gestalt. Die Kapuze des Mantels war vom Haupte zurückgesunken und enthüllte ein marmorbleiches, edles Antlitz, dessen jugendlich schönen Zügen der Tod seinen unverkennbaren Stempel aufgedrückt hatte. Das Auge drang mit unbeschreiblich fragender Gluth zu dem heil. Bilde empor, Thränen rollten langsam über die Wangen, und die feinen Hände preßten sich krampfhaft gefaltet. Eine geraume Zeit lag sie so, augenscheinlich ganz entrückt der sie umgebenden Welt, daß sie es nicht bemerkte, wie die Kirche sich allgemach mit Betern füllte. Der schlürfende Schritt des Kirchendiener's, welcher sich dem Marien-Altare näherte, um zur Frühmesse die Kerzen anzuzünden, schreckte sie endlich auf. Verfürt blickte sie um sich und riß schnell die Verhüllung über das Antlitz. Ein unangenehmes, erkältendes Gefühl, der Gegenstand einer gewissen Auf-

merksamkeit geworden und vielleicht erkannt zu sein, durchwehte sie. Hastig das lange Seitenschiff entlang schreitend, stand sie jetzt einen Augenblick unentschlossen, als sie in die Nähe des Ausganges kam, dann wandte sie sich mit einem schnellen Aufrasten in der Richtung der Sakristei. Dort war noch tieferes Dunkel. Ein einziges Lämpchen schwankte in dem hohen, langen Raume, dessen eine Wand eine Reihe vor Alter geschwärzter Beichtstühle einnahm. Weihrauchdunst erfüllte denselben und erhöhte den Eindruck des Mystisch-Feierlichen. Demüthig, gleich einer Bettlerin, zitternd vor unbeschreiblicher Aufregung stand die Frau an der offenen Thüre. Mit fast wildem Blicke starrte sie durch dieselbe, oft hob sich der Fuß, die Schwelle zu überschreiten, und wie gebannt hastete er dennoch. Jetzt schritt ein Priester an ihr vorüber. Es war ein strenges Gesicht. Mit einem herben, fast unwilligen Blicke sah er auf die auffallende Erscheinung, die vor ihm scheu zurückwich. Mit fragendem Auge den nicht anwesenden Kirchendiener suchend, betrat er einen der Beichtstühle. Die Unglückliche rang nach Athem. Ein zweiter Beichtiger ging vorbei. Es war ein junger, geistreicher Kopf voll Weiße und heiligen Wollens. Er sah sie nicht, doch sie starrte angstvoll suchend in seine Züge. Als sie die ruhige Verklärung einer noch durch keine Erfahrung geprüften Sammlung darin erblickte, schüttelte sie traurig das Haupt und trat noch mehr zurück. Jetzt erschien ein dritter Priester zum Dienste des veröhnenden Liebeswerkes, eine hohe, hagere Gestalt. Spärliches, graues Haar floß unter dem Käppchen des Chorberrn hervor. In das Antlitz hatten schwere Leiden ihre tiefen Furchen gegraben. Jetzt ruhte der Friede darauf. Ein weites, leuchtendes Auge strahlte von innerem Lichte und traf wie ein Segen die zitternde Gestalt an der Thüre. Unwillkürlich war dieselbe mit gefalteten Händen vorge treten, und wie von einer überirdischen Gewalt gezogen, folgte sie dem Greise. Er ging in den letzten, fast ganz im Dunkel verschwindenden Beichtstuhl. Die Frau kniete tiefverhüllt und kaum schattengleich in ihrem schwarzen Gewande am Gitter desselben. Der Priester machte eine Bewegung des Staunens, als ihre ersten Worte sein Ohr getroffen. Sie sprach lange und eifrig, oft von heftigem Schluchzen unterbrochen. Dann horchte sie athemlos. Mit einem tiefen Aufathmen, einem halb ersticken Entzündungsrufe, der seltsam klang in diesem geweihten Orte, streckte sie jetzt in leidenschaftlicher Geberde ihre Arme empor und schlug die Hände vor das mit Thränen

überströmte Gesicht. Erschrocken über den Ausbruch einer gewaltigen Natur, welche sie selbst soeben hinfort der Demuth und Ueberwindung geweiht hatte, sank sie plötzlich wieder in sich zusammen und schlüpfte leise in die Kirche zurück, sich in der Nähe der Communionbank in leidenschaftlicher Selbsterniedrigung auf die kalten Steine werfend, mit der Stirn den Boden fast berührend, wie wenn sie mit einem gewaltsamen Erdbeben den alten Menschen in sich opfern wolle. Das Klingeln des Ministranten rief sie in die Gegenwart zurück. Ihr dunkles Auge blickte wie weltabwesend empor. Da strahlte am Altare dasselbe klare Antlitz über ihr, das sie zum Beichtstuhl gezogen hatte, und die leise zitternde Hand vertheilte das Brod des Lebens. Sehnsüchtig hingen ihre Blicke an dem köstlichen Seelengute, das ihr noch vorenthalten bleiben mußte. Und wunderbar! Wie Friedenswehen zog es durch ihre gepeinigete Seele. Nicht Wort, nicht Gebet, nicht Denken — in ein einziges, stilles, warmes Licht verfaul ihr Inneres. Ohne bestimmtes Wissen dessen, was sie that, suchte ihr Auge das Muttergottesbild. Doch jetzt schien die Kraft ihres ohnehin von jahrelangen, schweren Kämpfen zerrütteten Körpers vollständig gebrochen. Die Schatten der andringenden Ohnmacht lagerten sich über ihre Züge, ohne daß sie es zu bemerken schien, perlten helle Blutstropfen über ihre Lippen. Dennoch schleppte sie sich mit äußerster Anstrengung zu dem Marienaltare, hob mit kindlich glücklichem Ausdruck die Hände empor und noch im Umsinken hauchte ihr bleicher Mund: „O, Maria, ohne Sünden empfangen, bitte für uns!“

#### Februar. — Faschingstreiben.

Es waren fast zwei Monate seit dem Obenerzählten vergangen. Die Kunde, daß die wegen ihrer Schönheit und Begabung allgemein bewunderte Sängerin Magda Rothner am Neujahrsmorgen in der Augustinerkirche im Blutsturz zusammengebrochen und wie leblos in ihre Wohnung gebracht worden war, hatte, mit den abenteuerlichsten Ausschmückungen, zu denen Zeit und Ort reichen Anhalt boten, die Kunde durch die Presse gemacht. Die dunklen Gerüchte von dem Uebertritte der jetzt todkrank Darniederliegenden zur katholischen Kirche fanden in der Folge ihre Bestätigung in den wiederholten Besuchen des Augustinerpriors P. Paggi.

Ein wilder Schneesturm tobte durch die Straßen und überdönte das Rollen der Equipagen, welche die halbe Stadt, soweit Ansprüche auf Reichthum, Schönheit, Rang und Name dies zulässig machten, in das Opernhaus, zum größten aller Saisonmaskenbälle des in den nächsten Tage zu Ende gehenden Faschings, führten.

In einem eleganten Zimmer einer Beletagewohnung der . . . Straße ging der erste Liebhaber des . . . Theaters, Dr. Friedrich Rothner, raslos auf und nieder. Er mochte dreißig Jahre zählen, trotz seines beginnenden Embonpoints. Die Züge des hartlosen Gesichtes waren in ungeduldiger Spannung. Zuweilen flog sein Blick nach der Thüre zu einem inneren Gemache, dann wieder trat er ans Fenster und lauschte hinaus. Seine Kleidung und der über der Sophalöhne hängende Domino deutete auf die Absicht, den Ball zu besuchen. Jetzt öffnete sich leise jene Thüre, der Kopf einer älteren Dame sah schüchtern herein. Der Mann schaute auf.

„Wie geht es Magda?“ fragte er mit einem unsicheren Blicke auf das verweinte Antlitz der Eintretenden.

„Willst Du wirklich heute Abend den Ball besuchen?“ war die fast tonlose Gegenfrage.

„Weshalb nicht? Ist es so schlimm?“

„Zum Tode!“

„Merkwürdig — so war es stets, wenn ich einmal eine Zerstreuung suche. Entschuldig dies ewige Gewinsel! — Der Arzt sagt, es kann besser mit ihr werden — jedenfalls wird es noch lange dauern.“

Damit begann er wieder seinen Dauerlauf vom und zum Fenster. Die alte Frau sah ihn traurig an.

„So gehst Du also?“

„Freilich, ich habe es versprochen, und überdies — mein Ruf als Künstler macht es mir zur Pflicht. Was wird aus uns, wenn wir uns nicht zeigen, besonders dort, wo die ganze feine Welt ist!“

Seine zuletzt in immer schüllicherer, ungebildiger Verlegenheit gemurmelten Worte erstarben unter dem stillen, kalten Blicke der Alten.

„Ich wußte es“, sagte sie ruhig und verließ geräuschlos das Zimmer.

Aus einem offenbar peinlichen inneren Selbstanstarren weckte den Mann ein lautes Peitschentrallen unter dem Fenster. Er fuhr auf.

„Endlich!“

Eilends hüllte er sich in den Domino, warf seinen Pelz über, nahm die schwarze Halbmaske in die Hand und verließ das Zimmer.

Im Augenblicke, als er die Hausthüre öffnete, trat ihm die hohe Gestalt des Paters Paggi entgegen; der denselben begleitende Kirschendiener deutete auf den ersten Zweck seines Kommens. Betroffen grüßend, drückte sich Rothner in die Ecke, um den Raum der Treppe freizumachen. Einen Augenblick maß er diese mit seinem Blicke, wie wenn er zurückgehen wolle. Doch da schallte neues, ungeduldigeres Peitschentrallen; er warf den Kopf in die Höhe und trat hinaus an den Schlag eines Wagens, welcher trotz des abschrecklichen Wetters von einer fein behandschuhnten Damenhand halb offen gehalten wurde, während ein verschleierter Kopf an dem Spalte lauschte:

„Schlimmer! So spät!“ flüsterte eine nervös vibratinge Stimme.

„Sahst Du, wer dort soeben hineinging?“ war die Antwort, „das ist die Erklärung und zugleich der Beweis wie ich Dich liebe, mein Alles!“

Raum eingestiegen, hörte man das Rollen eines davonfahrenden Wagens.

Inzwischen tropften droben die letzten Pulsschläge eines entschwindenden Lebens immer langsamer in das Meer der Ewigkeit. Unter dem grauen Reflex ihrer nahenden Schatten lagen die schönen Züge, welche wir an jenem Neujahrsmorgen in so qualvoller Spannung sahen. Ein weißgedeckter Tisch, das Kreuzifix zwischen zwei brennenden Kerzen deuteten auf die soeben vollzogene heilige Handlung; mehr aber noch der friedliche Ausdruck des blassen Gesichtes, das da auf den weichen Kissen zwischen den lang hinfallenden schwarzen Haarwellen in sanfter Ermattung lag, das Auge in starrem Glanze auf das Muttergottes-Bild gerichtet, welches am Fußende des Bettes hing. Das Lämpchen vor demselben brannte unsäth, zischte auf und ab, flackernd, oft fast verschwindend. Auf dem Sopha schlief ein kleines Mädchen, trotz der späten Nachstunde noch angekleidet. Die Händchen waren über das Gesicht gelegt, als hätte

es sich schützen wollen vor all' dem Fremden, Traurigen, Unbegreiflichen, was auf die junge Seele eingedrungen war.

„Schwester“, flüsterte jetzt die Sterbende.

Eine Elisabethiner-Nonne, welche leise betend neben dem Bette saß, beugte sich über sie. Mühsam wandte Magda das Auge auf jene alte Frau, ihre Mutter. Dieselbe kniete in dem wort- und thränenlosen Jammer gänzlich gebrochenen Hoffens auf der anderen Seite, den Kopf und die Lippen fest gepreßt auf die geliebte, erkaltende Hand.

„Verlassen Sie sie nicht“, murmelte die Kranke und bewegte mit Anstrengung die schweren Finger liebevoll am Gesichte der Mutter. Ein Schauer flog durch den Körper derselben, sie hob schnell das Haupt empor, und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Qual sah sie in das Antlitz der Sterbenden. Die Nonne legte schweigend ihre Hand auf den Kopf der Alten. Magda nickte befreit. Dann wandte sie den Blick suchend nach der anderen Seite.

„Die Kleine? Soll ich sie Ihnen bringen?“ fragte faul die Schwester.

„Lassen Sie sie schlafen — sie soll nicht wissen — wann“ — Thränen rollten an den abgezehrien Wangen herab und erstiketen die Stimme. Doch ermannte sie sich mit Anstrengung.

„Mutter, Schwester Cosmasia, was soll aus Gilt werden in seinen Händen! Du folgst mir bald, Mutter, aber das Kind bei ihm —“

Die Nonne deutete nach dem Muttergottesbilde.

„Sie wird über der Kleinen wachen!“

Schwer und langsam — und wieder verzweifelnd schnell rückten die Stunden am Sterbebette. Ein harter, furchtbarer Todeskampf dauerte bis zum bleichen Grauen des Morgens. Die beiden Frauen beteten mit unbeschreiblicher Inbrunst um Erlösung. Endlich richtete sich Magda gewaltsam auf.

„Maria, ohne Sünden empfangen, bitte für uns!“ rief sie mit nicht mehr menschlicher Stimme und sank vollendet zurück.

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thür des Zimmers. Noch im Maskenanzuge, die ganze Gestalt der Ausdruck bis zur Gese genossener Freuden einer wilden Festsingnacht, erschien der eben heimgekehrte Gatte in derselben. Der trunken wtrre Ausdruck seines Gesichtes verwandelte sich in bewußtes Entsetzen.

„Zu spät!“

In Schmerz und Grauen starrten die beiden Frauen ihm entgegen. Die letzte schwere Sorge der Sterbenden zog in Gestalt des verlassenen Kindes schattengleich an ihnen vorüber, und unwillkürlich wiederholten sie: „O, Maria, ohne Sünden empfangen, bitte für uns!“

März. — Aschermittwoch jetzt und einst.

Der Aschermittwoch zog im freundlich kalten Glanze des ersten März herauf. Der Schnee glitzerte im Sonnenlichte und knirschte leise unter den Nädern des Leichenwagens, welcher, in seltsamem Kontraste, einer wehenden Raube von Kränzen, Blüten und Bändern gleich, das heißeste Herz zur fühlen, ewigen Ruhestätte führte. Unabsehbar war der Leichenzug. Das tragische Schicksal von so viel Schönheit und Begabung, dahingegangen im vollsten Glanze der Jugend, gefannt und bewundert von so Vielen, die romantischen Sagen, welche ihr Todtenbett umschwebten, hatten eine außergewöhnliche, allge-

meine Theilnahme erweckt. Der Künstlerin folgten in dichten Reihen nicht nur die Kollegen, sondern Alles, was in den höchsten Rangstufen selbst Interesse für die Kunst überhaupt hatt. Im Glanze seiner Zerklüftung, in der Rolle düsterer Heldentrauer schritt der Gatte majestätisch hinter dem Sarge, im warmen Genusse der allgemeinen Aufmerksamkeit.

In die Ecke des letzten Wagens gedrückt, saß die unglückliche Mutter — stumm, bleich, ein Bild tiefen, unaussprechlichen Jammers. Sie hielt in ihren Armen das kleine Kind, ein frisches Ebenbild der Heimgegangenen, das mit dem glücklichen Geniesen des kindlichen Gemüthes auf die Menschenmenge schaute und alle Augenblicke etwas zu sagen oder zu zeigen hatte. Dann streiften die Lippen der Großmutter das weiche Haar des Liebling, man sah, dies war das einzige Band, welches sie noch mit dem Leben verknüpfte.

Endlich hielt der Wagen, und da, vor den Augen der Mutter, verschwand in der tiefen, dunkeln Grube ihres Daseins Inhalt und Glück. Sie sah Alles wie im Traume.

Es war eine Geschichte voll Irrthum und Fehl.

Magda stammte aus der altadeligen, protestantischen Familie von Harthoff, welche ihren traditionellen Stolz, dem die Vermögensverhältnisse keine Grundlage für das Leben in der großen Welt mehr boten, in die Einsamkeit eines ländlichen Aufenthaltes geflüchtet hatte. Dort wurde das einzige Kind in einer zugleich für das praktische Leben engbegrenzten, innerlich aber ideal phantastischen Weise aufgezogen, welche die Seele des namentlich musikalisch äußerst begabten Mädchens zu Bildungen anregte, denen die festen Umrisse kritischen Urtheiles fehlten.

Magda's Eltern leiteten den Unterricht des Kindes allein. Die Neigungen derselben, welche sich neben einer vorzugsweisen Pflege der Musik namentlich dem Studium der Natur zuwandten, führten die Kleine in das Leben derselben durch den ausgebehutesten, praktischen Verkehr ein. Tagelang schweifte Magda in Wald und Flur umher, um zu sammeln, wie sie meinte. Aber es blieb meist bei sehr geringer gegenständlicher Ausbeute. Dagegen wob die lebhafteste Phantasie der Kleinen um Baum und Strauch, Blume und Käfer einen eigenthümlichen Märchenraum, der, sich mit den Jahren immer mehr vertiefend, ihr die Welt in einem verzogenen schillernden Glanze zeigte, wie wenn das Auge durch Thränen blickt.

Mit Menschen verkehrte sie wenig. Einige gleichgestimmte Freunde ihrer Eltern, welche in dem Harthoff'schen Hause durch die ernste, eifrige Pflege klassischer Musik einen anziehenden Vereinigungspunkt gewannen, bildeten den einzigen Umgang derselben. Gespielen für Magda gab es dabei nicht, es seien denn die dem entzückt laufenden Kinde aus den oft vorzüglich ausgeführten Tonwerken aufsteigenden Gestalten gewesen, in welchen seine Märchenräume in der Natur eine tiefere Ergänzung fanden. Der wohlthätige Sinn der Familie führte die Kleine dagegen oft unter dem Schutze einer alten Magd in die Hütten der Armuth, wo Magda, in der phantastischen Umhüllung ihres warmen und liebevollen Herzens, gern den Schutzeifer machte und zugleich in der ehrerbietigen Anhänglichkeit der Leute eine gewisse Nahrung für die Eitelkeit fand. Sie legte sich deshalb gern kleine, oft auch empfindliche Entbehrungen auf, um bei ihren Streifereien die Mittel zu solch' plötzlichen

Einwirken auf das weinende Gesicht eines Kindes oder das betrübte Auge einer alten Frau zu gewinnen.

Bezüglich der Religion hatte Magda eigentlich nur das Bewußtsein, daß ein gütiger Gott sie überall umgibt und in die tiefsten Falten ihres Herzens schaue. Daher war sie ernst und aufrichtig in ihrem Wollen und im Kampfe gegen ihre angeborene stolze Ungebundenheit. Es entsprach diese allgemeine Gottesidee den Anschauungen ihrer Eltern, welche nur äußerlich, aber in dieser Richtung, der Tradition wegen, um so fester an dem Bekenntniß ihres evangelischen Glaubens hingen, den sie, wie sie meinten, durch die Wissenschaft innerlich über das Dogma erweitert hatten. Magda's glühender Seele sagte diese Auffassung nicht zu. Als ganz junges Kind betete sie oft: „Lieber Gott, laß' mich nur einmal Deine Hand küssen, damit Du fühlen kannst, wie ich Dich lieb habe!“

Die ganze Gegend, in der sie lebte, war katholisch. Auch die alte Magd, das einzige nicht zur Familie gehörige Glied des Hauses, hing mit tiefster Inbrunst an dieser Kirche. Das Familienherkommen und die gewöhnliche, protestantische Ueberhebung diesem „überwundenen Standpunkte geistiger Verfinsternung“ gegenüber gaben den Eltern Magda's die Ueberzeugung, daß besondere Vorkehrungen, von dem Mädchen Alles fern zu halten, was es demselben nähern könne, unnöthig seien. Das Bewußtsein von der unfehlbaren Weisheit einer durch Humanität, wie vorangesetzt wurde, in Fleisch und Blut übergegangenen freien Religiosität bot ja zugleich eine gewisse Sicherheit. Das mit Hochwähler und Molechott aufgezogene Kind schien gefeit gegen mystische Einflüsse. Daher kam es, daß Magda's glühender, suchender Blick — anfangs zwar scheu, in der Folge aber immer unbehinderter — dennoch in eine neue religiöse Welt schaute, in welcher Alles ihrem heimlichen Sehnen entgegankam.

Einmal überraschte das Kind die alte Magd, wie diese an einem Nachmittage, sich allein glaubend, in frommem Gebete vor einem kleinen, schwärzlichen Marienbilde, das sie auf einen Küchenstuhl gestellt hatte, knieend, daselbe ehrfurchtsvoll an die Lippen drückte.

„O, Du darfst Deinen lieben Gott ja küssen“, sagte Magda erstaunt. „Aber das ist ja eine Frau!“ sehte sie, näher tretend und hastig nach dem Bilde greifend, hinzu, „wer ist denn das?“

„Die Mutter Gottes“, murmelte die alte Marianne, nicht ohne scheu nach der Thüre zu sehen, ob die Herrschaft es nicht vernehmen könne.

Eine Mutter! — Der Gedanke war dem Kinde, das seine Mutter sehr liebte, so einleuchtend.

„Erzähle mir von der Mutter!“ bat es dringend. „Das darf ich nicht, die gnädige Herrschaft wird böse sein.“

Welch' ein Treiben und Drängen in der jungen Seele! „Mama, wer ist die gute Mutter, zu welcher Marianne betet?“ fragte das Kind am Abend von seinem Bettchen aus.

„Das war eine gute, fromme Frau“, lautete die in ruhiger Ueberlegenheit gegebene Antwort, „zu welcher man aber nicht beten darf, weil das Abgötterei wäre.“

Aber Magda's Augen schlossen sich lange nicht; überall suchten und sahen sie ein schönes, mildes Antlitz, das sie liebevoll anblickte — und sehnsüchtig hob sie das Sändchen, dieses Antlitz zu streicheln. Auch in den Legenden und Heiligengeschichten, welche sie von da an

nach und nach der alten Magd abzuschmeicheln mußte, erschien immer wieder dieses heilige Mutterherz mit seiner nimmermüden Hilfe.

Die Kleine kam sehr selten in die Kirche ihrer Konfession, welche in einer meilenweit entfernten Stadt lag. Um so mehr sehnte sich oft ihr Herz, mit den einfachen Landleuten, die sie fast alle kannte, in ihrem schäbsten Putze das kleine, rohretterne Kirchlein des Dorfes zu betreten, aus welchem der Klang der Orgel und Gesänge so hell in die klare Morgenluft hinaufkündete. Sie konnte stundenlang am Ufer des Baches auf der Biese sitzen und auf das Heiligthum starren, in welchem die glückliche Marianne verschwinden durfte. Dann zog sie es näher; auf den Gräbern des Friedhofes saß sie, kniete auch wohl mit der Menge, welche das enge Kirchlein nicht fassen konnte, draußen, ahmte unwillkürlich das Zeichen des heiligen Kreuzes nach und schlug sich mit zugleich seligen und schmerzlichen Thränen die Brust — sie mußte nicht, weshalb.

Und einst schritt sie hinein — schüchtern, ängstlich. Es war — am Aschermittwoch. Nach der eben beendeten heiligen Messe zeichnete der Priester das Aschekreuz auf die Stirne der vor dem Altare knieenden. Die alte Marianne hatte dem Kinde am Abend vorher den Sinn der heiligen Handlung erklärt. Mit einem eigenthümlichen Schauer gedachte jetzt Magda der Worte: „Du bist Staub und wirst zu Staub werden.“ Innerlich bebend hob sich ihr Fuß zur Flucht. Da fiel ihr Auge plötzlich auf das in einem bleichen Sonnenstrahle erglänzende Muttergottesbild.

„Ach, dort ist ja die gute Mutter!“ jauchzte es in ihrer Seele, „dies muß also ihr Haus sein! O, nun darf ich ihr endlich einmal die Hand küssen!“

Mit leuchtendem Auge, aller Furcht plötzlich enthoben, schlich sie hin, und aufschauend zum heiligen Bilde, las sie am Fuße desselben die Worte: „O Maria, ohne Sünden empfangen, bitte für uns!“

(Fortsetzung folgt.)

### Herbststraußen.

Novellette von Anton Pichler.

(Nachdruck verboten.)

Das war im letzten Herbst, daß einstmalen der Nordwind über die Stoppelfelder fuhr und die letzten Blumen am Wiesenrand zu Tode knickte. In den West ver sank ferne die Sonne und bemalte mit sanftem Purpur die Berghänge, auf denen bereits der erste Schnee lag. Kalter Reif lagerte über Flur und Dorf. Dort draußen am Feld kreuzen sich zwei Wege, eine Erle steht an der Scheide, und ihr entblättrtes Astwerk breitet sich über eine Bank aus.

Sie waren aufgestanden. „Du verstehst mich nicht, Elise, wie ich es gemeint. Wie kleinlich war doch der Anfang, als daß wir darob in Streit geriethen; wie unbedeutend war doch die Sache —“

„Und dennoch wolltest Du mir nicht weichen, wie wohl ich im Recht war —“

„Und doch warst Du so schnell verstimmt, so schnell folgte ein Wort dem andern, manch schlimmes Wort —“

„Deine Stirne durchkreuzten Falten des Unwillens, Dein Auge blühte, immer mehr verwickeltest Du Dich in höhnende Worte —“

„Und doch botest Du mir einst die Hand und botest mir Freundschaft und sagtest, jedwedes Wort, so je über Deine Lippe komme, soll nur mir geweiht sein, jedweder Gedanke, all' Dein Sinnen soll sich nur um mich weben —. Und das nennst Du Freundschaft, und das nennst Du Liebe?“

„Verzeihe mir, Else. Die Worte eilten dem Herzen voran, und das Herz wußte nicht, was die Lippe gesprochen. Höher denn Worte schätze das Herz. Laß' uns wieder gut sein und uns erneute Freundschaft schließen; zweifle nicht, daß ich Dir gut bin.“

Sie stand still, schaute lange auf den Boden, dann wieder gegen den Wald hinüber. Heinrich schenkte sie nur selten einen Blick.

Er bot ihr die Hand, die sie jedoch zurückwies.

„Laß' uns wieder gut sein, Else“, bat der Jüngling und schaute in die tiefen Augen der Stolzen, an deren Herzen einst glücklich zu werden er gedachte.

„Else, stets waren wir uns gut. Denk' jener lichten Stunden, da wir noch Kinder waren und kindlich fannen und dachten und hofften und träumten. Unschuld und Einfalt waren das erste Band, das uns aneinander gefesselt und treu zusammengehalten. Wie oft saßen wir und spielten wir unter'm Lindenbaum im Garten, und duftiger Blüthenschnee sank leise nieder auf unsere Locken. Denke jenes lichten Tages, da Du mir einst einen Kranz gewunden aus Lieblingsblumen, ich vor Dir hingekniet und Du mich glücklicher gemacht, als wenn Du mich zum Könige gekrönt . . . Seit jener Stunde waren wir eins geworden, und unsere Herzen zerfloßen in ein Herz, auf daß wir uns desto treuer und inniger zu lieben vermöchten. Die erste Blume, die dem Wiesenrand entblühte, habe ich für Dich gepflückt, das erste blaue Himmelssternchen Dir gebracht und die erste Schneeflocke in die Hand gefangen, Dir zu zeigen, wie schön auch die Himmelssternchen des Winters sind — —“

Und sie schwieg.

„Denk' jenes sonnigen Matenabends, wo Du die Hand mir darbotest, ewig mir geizen zu bleiben. Der weite Wiesenplan lachte golden im Abendstrahl, und wie Wald und Ager waren sonnig unsere Herzen. Wir fannen und dachten und sprachen nur von sonnigen, rosigem Tagen und glücklicher Zukunft. Hätte ich es da zu ahnen gewagt, daß dies alles nur Flitter und Träume? — Du schweigst?“

Nochmals bot er ihr die Hand, die leise zitterte, zur Versöhnung, doch sie wies sie zurück. Halb spottend, halb geheimnißvoll klang ihr Abschiedswort: „Herbstkrauschen!“

Und dann war sie von seiner Seite entschwinden und ging ihren Weg gegen den Wald hin. Ihre Locken wallten, vom Wind durchflüstert, um die stolzen Schultern. Nimmer wandte sie sich um, nach dem Scheideweg zurückzusehen. —

Der Jüngling stand noch an der Stelle, wo sie ihn verlassen, wehmüthig schickte er ihr seine Blicke nach. Da zog wildsaufend der Wind über die Stoppelfelder, und der entblätterte Wald rauschte von ferne herüber. Welche, bunte Blätter wirbelten über den Weg hin und häuften sich zu des Jünglings Füßen. Er stand noch immer trübstill am Scheidewege, sah bald nieder zu seinen Füßen, als seien die Blätter der stille Grabhügel, der sich über seinen Hoffnungen und Träumen errichtet, sie zu begraben, bald ihr nach, bis sie im Wald entschwand.

„Herbstkrauschen“, rauschte er leise und ging langsam, traurig, einsam seinen Heimweg. — — —

Ich war vorübergegangen und hatte das Wort „Herbstkrauschen“ von seiner Lippe vernommen. Da stiegen mir lichte und dunkle Gedanken auf in der Seele, und ich fragte mich: „Schlägst nicht auch Du, mein Herz, einsam am Scheidewege?“

Sinnend steh' ich, und der Wind treibt spottend sein Spiel und wirbelt einen Kranz weller Blätter um meine Füße. Sinnend stehe ich und schaue bald zu den Wolken, die über mir gehen, bald zum Abendroth, das mit sanften Streifen den Westen röthet, durch dessen Purpurwelle dunkle Wolken fliehen. Immer und immer steigt mir wieder ein lieblich Bild vor der Seele auf, ein goldlockig, blauäugig Kind. Und wenn ich sein gedente, will immer größere Sehnsucht und tiefere Wehmüth mich erfassen, da ich schöner Stunden mich erinnere, da dieser Lockengel an meinem Herzen gelegen und geträumt, mit mir und in mir gelebt und mich unsäglich glücklich gemacht. Doch plötzlich hatte er sich weggerissen von meinem Herzen und mich allein gelassen. Seitdem ist Frieden zur Sehnsucht, Sonne zur Wehmüth geworden.

Und willst Du mich trösten, da ich allein stehe am Scheidewege und sinnend hinausblicke in den Herbstabend — Du kannst es nicht. Nur die Zeit kann heilen und die Hoffnung, goldberklärt und ewig diesen Engel einst in anderer Welt wieder zu schauen und zu besitzen . . .

Der Engel, der an meinem Herzen geruht und mich verlassen, hieß Jugend.

Jetzt ist's so kalt, als stünd' ich im Herbstkrauschen. —

## Der Bär und die großen Raubbögel in den Alpen.

Skizze von Hermann Kobolsty.

(Nachdruck verboten.)

In den deutschen Alpen ist der letzte Bär Ende August 1864 in der Nähe der Partnachklamm (Oberbayern) von den Förstern Kiendl, Dillis und Bimstein erlegt worden. Es war dies zweifellos ein Ueberläufer.

Selber ein Freund der edlen Jägerei, wenn sich auch meine waidmännischen Thaten nur auf das Strecken eines Hasen, Erlegen eines Huhnes oder „Karnickels“ beschränkten, interessirten mich stets die Wildverhältnisse anderer Gegenden. Vom Bären der Alpen habe ich viel gelesen. Da ich im Juli ds. Js. selber im Engadin weilte, lag es nahe, daß ich, so in unmittelbarer Nähe der Hauptreviere „Brauns“, Erkundigungen über das jetzige Vorkommen des mächtigen Raubthieres einzog.

Im Spätsommer 1895 wurden in der Nähe von Schuls wieder Bären gespürt und von den Wacht über ihre Heerden haltenden Hirten auch gesehen. In den schwer zugänglichen Schluchten des Skarithales schienen die Raubthiere ihre Schlupfwinkel zu haben.

Da traf eines Tages Anfang September der Colonist Bäcker aus Schuls bei einer Jagdreise unverhofft auf einen Bären, der ruhig am Feisshange lag. Der erstaunte Mann besann sich nicht lange und erlegte den kleinen Muz gleich beim ersten Schuß. Jetzt aber erst fiel es dem Schützen ein, welch' gefährlich Wagniß er vollbracht, denn war die Bärenmutter in der Nähe, so hätte sie ohne Zweifel fürchterliche Rache an dem Mörder ihres Kindes genommen. Doch dem Jäger, der sich ja keineswegs auf eine solch' gefährliche Jagd vorgehen, war

das Glück hold; er entkam ungefährdet mit seiner Beute. — In der Trinkhalle zu Tarasp steht das etwa jagdhundgroße Thierchen ausgestopft.

Ein Prachtexemplar von einem Bären befindet sich präparirt im Vestibule des Hotels „Belvedere“ in Schuls. An der Vorderseite des Postaments liest man auf einem Täfelchen die Notiz, daß der Bergführer C. M. Caviezel das Raubthier am 22. September 1895 im Starlthale erlegt hat.

Unser Hotelwirth erzählte mir, der kühne Jäger sei ja allerdings ein guter Schütze, aber ein noch junger Mann von etwa 27 Jahren. Da mir Herr Arquint auch die Wohnung des Braven nannte, suchte ich diese auf und ließ mir die Affaire erzählen. Jedes „Jägerlatein“ ist bei solch' ehrlichem Burschen ausgeschloffen. Der Deutsche hat beim Sprechen mit den Eingeborenen des Engadin allerdings sehr aufzupassen, denn die Leute verfallen mit Vorliebe in die romanische Sprache.

Caviezel, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann, hat dem Äußeren nach wohl das Zeug zum Bärenjäger. Aus seinen dunkel-italienischen Augen blüht Muth und Entschlossenheit, und dennoch liegt auf seinem Wesen eine gewisse Ruhe und Selbstbewußtsein. Die letztere Eigenschaft findet gewiß darin ihre Begründung, daß der Mann eine so sichere Kugel schießt.

Seiner schlichten und einfachen Erzählung nach war Caviezel an jenem 22. September mit der Büchsklunte in's wilde Starlthal gegangen, um auf Gemsen zu hirschen. Es mochte morgens um 8 Uhr sein, als der Jäger durch sein Fernglas ein massiges Thier von einem Grat herunterklettern sah, das er sofort als einen starken Hauptbären ansprach\*). Der Wind zog vom Wild herüber; also vermochte Muth den Menschen nicht zu wittern. Das gewaltige Raubthier, das sich dem Herrn der Schöpfung gegenüber beim Angriff sofort zur Wehre setzt, flieht aber, wenn es ihn spürt. Ein mächtiger Felsblock gab dem muthigen Manne zudem Gelegenheit, sich vor dem ahnungslos dahertrollenden Bären einzuweilen zu verbergen.

Auf 25 bis 30 Schritte ließ Caviezel das Thier herankommen, — dann „gab er Dampf“. Muth brach nach dem Schusse sofort zusammen und tügelte eine kleine Anhöhe herunter, an deren Fuß er bewegungslos liegen blieb. Der Schütze kannte aber das Leben und Gebahren der Beute. Vorsichtig lud er sein Gewehr von Neuem mit einigen Kugeln und näherte sich der gewichtigen Beute. Dann gab er auf dieselbe einen zweiten Schuß ab, der ebenfalls „faß“. Der Bär rührte sich nicht. Nun erst wagte sich der Jäger an das Unthier heran. Der erste Schuß hatte des Letzteren Lunge und Leber zerrissen, so daß es wohl schon todt war, als es am Fuße des Felsens liegen blieb. „Ist der Bär nicht tödtlich getroffen“, erklärte der kaltsblütige Waidmann, „so erhebt er sich beim Nahen des Schützen sofort wieder und geht diesem zu Leibe. Wer da nicht den zweiten Schuß bereit hat, muß mit dem grimmen Vieh auf Tod und Leben kämpfen. Der Bär fällt auch noch nicht nach dem ersten Messerstiche; zwei, drei Stöße mit dem scharfen, breiten Eisen sind mindestens erforderlich, ihn zu strecken. Paßt er dabei seinen Gegner, so zerreißt er diesen noch, trotz der schweren Verwundung. In der Regel endet dann der Kampf mit dem Tode beider Streitenden.“

Es sind übrigens drei Bären im vorigen Herbst in der Nähe von Schuls erlegt worden.

\*) Jägerausdruck, — soviel wie „daß er halten“.

Caviezel erhielt von der Graubündener Regierung 100 Francs Schußprämie; der Ort Schuls fügte dieser Summe noch 60 Francs hinzu, und der schon genannte Wirth des Hotels „Belvedere“, Herr Arquint, kaufte den Bären für 300 Francs. 460 Francs sind für einen so armen Alpenbewohner, wie es der treffliche Schütze ist, schon ein kleines Vermögen. — In früheren Jahren brachten die Jäger in der Schweiz, um die übliche Jagdprämie zu erlangen, der Behörde oft die erlegten Thiere selbst herbeigeschleppt (gewöhnlich wurde nur die Vorlage der linken Vorderlaxe verlangt). Wolf und Luchs waren eben in den Alpen neben dem Bären ständige Raubthiere. Ein Valser führte einmal einen gewaltigen lebendigen Wolf, den er in einer Falle gefangen, nach dem Rathhause zu Chur.

Dem Gesichte des Steinbocks, der im Engadin früher auch noch zu Hause war, entgeht der Bär wohl noch manche Zeit; aber gezählt sind seine Tage doch. Es wird die Zeit kommen, in der ihm die schwer zugänglichen Schluchten und trümmerübersäten Thäler der steilen Felsgebiete, die sich über das ganze Gebirg vertheilen, auch nicht mehr genügend Schutz gewähren. Nach Baden's „Schweizerland“ sind eben die hauptsächlichsten Bärenreviere die Seitenthäler des Unterengadins mit dem anstoßenden Münsterthale und den Ofener Gebirgswäldern. In der Nähe des Dorfes Zerneß liegt das ganz zu Bärennestsiedeleien geschaffene Val Cluozza. Tschudi erzählt vom Schlosswächter von Zerneß, der eigenhändig elf Bären erlegte. Natürlich müssen wir da schon etliche Decennien zurückgehen. Der bekannte schweizer Schriftsteller berichtet eine Unzahl von Bären Geschichten, wie sich z. B. im Engadin im Jahre 1862 fünf Bären auf einmal zeigten, wie 1853 auf der Karlemattentalpe in Davos 16, auf der Stuzalp 15 Schafe zerrissen wurden. Die Missethäter verfielen der Kugel. Erschossen wurden ferner in den Zerneßer Wäldern 1856 in der Zeit von drei Tagen ein junger Bär und seine Mutter. 1860 raubte ein Bär in der Nähe von Zerneß innerhalb 14 Tagen siebzehn Schafe. Einen Begriff von der Kraft eines Bären kann man sich übrigens machen, wenn man bedenkt, daß er im Stande ist, eine Kuh davonzuschleppen. Als der Bär noch mehr in den Alpen verbreitet war, ist es oft zwischen ihm und muthigen Heerdenstieren zu furchtbaren Kämpfen gekommen, und nicht immer blieb Muth der Sieger.

„Vor mehreren Jahren“, erzählte mir Herr Hotelier Arquint, „fuhr ein Bauersmann aus Schuls durch das Münsterthal nach Sta. Maria. Von seinem Einspänner aus sah er plötzlich unterhalb des Weges ein Paar pudelartige Thiere am Wildbach spielen. Er ergriff einen tüchtigen Stein und warf auf die von ihm nicht gleich gekannten Geschöpfe. Wirklich traf er eins so wuchtig, daß es in das Wasser tügelte. Jetzt brach aber eine große Bärin aus dem nahen Gestrüpp hervor und suchte rachschnaubend den Wagen zu erreichen. Der auf den Tod erschrockene Bauer, der gar keine Waffen bei sich hatte, hieb auf das Pferd los und jagte, was das Zeug halten wollte, davon. Doch die wüthende Bärin ließ nicht ab von der Verfolgung und verjüchte etliche Male, auf den Wagen zu gelangen. Endlich erreichte der geängstigte Mann eine Ansiedlung am Wege, in die er retirirte. Er war kaum noch im Stande, den Leuten die drohende Gefahr mitzutheilen, in der er geschwebt, dann brach er plötzlich im Zimmer, vom Schlage gerührt, todt zusammen.“

Das Raubthier aber hatte dem Pferde kein Leid zugefügt, sondern war wieder in den Wald zurückgekehrt."

Die sogenannten Bärenführer, die sich früher vielfach auch in Deutschland, in der Regel in Begleitung eines Kameels und einiger Affen, in den Straßen der Städte producirt, sind fast ganz verschwunden. Die veränderten Zeitläufte, wohl auch die jetzt schwere Beschaffung des Haupt-Matadors ihrer Gesellschaft, eben des Tanzbären selbst, haben ihrem Gewerbe ein Ende gemacht. Das liebe Publikum weiß aber die Sache anders zu erzählen. Danach verboten die Regierungen das Umherziehen der Bärenführer, weil die braunen Künstler unterwegs manchmal einen Handwerksburschen aufgegriffen und diesen dem ewig hungrigen Bären als Futter vorgeworfen haben! — Es gab auch wirklich einfältige Leute genug, die diese Schaurmäre glaubten. Unwillkürlich kommt mir hierbei die Geschichte eines Ringkampfes mit einem Bären in's Gedächtniß. Ein ausgezeichnete Schwinger aus den Alpen erbat sich gelegentlich von einem Bärenführer die Erlaubniß, mit Meister „Braun“, der allerdings schon alt und abgemattet war, einen Ringkampf vornehmen zu dürfen. Nachdem die unerlässlichen Vorichtsmaßregeln getroffen, begann der Kampf. Der starke Mann ging furchtlos auf seinen Gegner los und wirbelte ihn kunstgerecht zu Boden, und zwar mit solcher Gewalt, daß es nur so frachte. Der Bär mußte selbst wohl nicht wissen, wie ihm geschah, denn ein paar Sekunden blieb er, offenbar verduzt, auf der Erde liegen. Dann aber erhob er sich plötzlich und nahm den Mann an. Diesmal warf der letztere das erregte Geschöpf nicht; wohl aber schlang Muß seine Pranken um den Leib des hart kämpfenden, daß diesem bald Hören und Sehen verging und nur die schleunigste Intervention des Führers ihn vor eitlem Rippenbrüche schützte. — Früher ließ man Doggen mit gefangenen Bären, zum Ergötzen der Zuschauer, kämpfen. Im Dresdener Schloßhofe wurden im Jahre 1650 binnen acht Tagen drei Bärenhaken abgehalten. In den beiden ersten mußten sieben Bären mit Hunden, im dritten aber mit großen Keilern kämpfen. Auaußt der Starke pflegte den gestellten Bären gern den Kopf abzuschlagen. Er soll dies bei einer Haze im Jahre 1690 sogar mit zwei Hieben fertig gebracht haben.

Im Juli d. J. berichteten österreichische Blätter von einem Bären, der sich in Oberkrain zum Schrecken aller Touristen und Hochweidenbesitzer herumtrieb. In kurzer Zeit hatte er den letzteren 23 Schafe und 3 Ziegen geraubt. Eine veranstaltete große Jagd, an der sich zwanzig Männer beteiligten, hatte keinen Erfolg. — Noch im 17. Jahrhundert war der Bär in Deutschland ein häufiger Gast. Meister Petz war früher auch in Thüringen recht häufig. Wurden doch z. B. in der Stadtwaldung von Allendorf a. d. Werra allein im Jahre 1471 sechs Bären getödtet, und noch im 17. Jahrhundert erjagte man im albertinischen Sachsen — in den Jahren 1611 bis 1665 — neben 5093 Wölfen und 305 Luchsen nicht weniger als 324 Bären. Gewöhnlich wird das Jahr 1686 als dasjenige genannt, in welchem Meister Petz zum letzten Male in Thüringens Wäldern seine Pranken gegen Menschen erhoben habe. Diese Ansicht ist aber eine irrige, denn erst im Jahre 1797 ist der letzte Bär auf der Hettstädter Flur bei Kursdorf erlegt worden. Daß es vor 100 Jahren in Thüringen noch Bären gab, scheint durchaus nicht unmöglich, wenn man bedenkt, daß in Böhmen von 1760 bis 1800 ein einziger Revierförster in den Wal-

dungen zwischen Rachel und Arber 37 Bären erjagte. — Wölfe waren bis ein gut Stück in dies Jahrhundert hinein in Deutschland keine außergewöhnliche Erscheinung. Brehm läßt sich darüber so aus: „Innerhalb der Grenzen Preußens wurden im Jahre 1819 noch 1080 Wölfe geschossen. In Pommern allein wurden erlegt im Jahre 1800 hundert und achtzehn Stück, 1801 hundertneun Stück, 1802 hundertzwei, 1803 sechshundachtzig, 1804 hundertzwölf, 1805 fünfundachtzig, 1806 sechshundsechzig, 1807 zwölf, 1808 siebenunddreißig, 1809 dreihundvierzig. Sie wurden dann seltener, folgten jedoch im Jahre 1812 den sich aus Rußland zurückziehenden Franzosen und kamen nun wieder in sehr großer Menge vor. So wurden im Köstliner Regierungsbezirk im Jahre 1816 bis 1817 hundertdreihundfünfzig Stück getödtet. Im Großherzogthum Posen wurden im Jahre 1820 neunzehn Erwachsene und Kinder von Wölfen zerrissen, und doch hatte die preussische Regierung in den vorhergehenden Jahren 4618 Thaler Schußgeld für erlegte Wölfe bezahlt. Die Zahl der Wölfe, welche jährlich in Rußland erlegt und von den Behörden ausgelöst werden, ist nicht genau bekannt; jedenfalls ist es aber eine sehr erhebliche Menge. In der russischen Provinz Livland wurden in dem Jahre 1823 bei den Behörden als den Wölfen zur Beute gefallene Thiere angemeldet: 15,182 Schafe, 1807 Kinder, 1841 Pferde, 3270 Lämmer und Ziegen, 4190 Schweine, 703 Hunde und 1873 Gänse und Hühner.“

Der freundliche Leser wolle diese kleine Abschweifung entschuldigen! — Wie mir Herr Hotelier Arquin in Schuls erzählt, wird seit Monaten wieder in den dortigen Gebirgsschluchten ein Bär gespürt, ohne daß man seiner bisher hätte habhaft werden können. Die Leute sagen, es sei das ein Muß minder schädlicher Art, der sich eben mehr an Pflanzenkost: Waldbeeren, Wurzeln, Baumknospen u. s. w., halte. Der Bär ist überhaupt — nach Brehm — mehr Pflanzenesser; geräth ihm aber zufällig im Walde oder sonstwo irgend ein Thier in die Pranken, so ändern sich seine Gewohnheiten, und er wird ein ganz gefährliches Raubthier.

Ein äußerst interessanter Fund wurde übrigens vor etlichen Decennien unweit Unterammergau in Bayern gemacht. In einer neu entdeckten Höhle fand sich das vollständig wohl erhaltene Gerippe eines Höhlenbären vor, in dessen Schädel noch ein Eisenbolzen steckte. Das riesige Thier ist also noch mit der Armbrust erlegt. — In Oberschlesien wurde der letzte Bär im Jahre 1770 geschossen.

Auch die großen Raubvögel werden in den Alpen, Folge der weittragenden Jagdgewehre, immer seltener. Im Garten des „Hotels zur Post“ in Schuls befindet sich jetzt in einem festen Käfig ein junger Adler, der im Engadin aus einem Neste genommen wurde. Das schöne Thier hat alle Scheu vor den Menschen abgelegt. Schnelnd schaut er aber oft durch die Gitter seines Gefängnisses nach dem Aether hinauf. Wenn er so heraus könnte!

Vom Bart- und Lämmergeier hört man eigentlich noch weniger wie vom Adler, obwohl er auch noch auf den höchsten Gebirgen von Bern, Graubünden, Teßin und Wallis vorkommt. In den deutschen und österreichischen Alpen scheint er gänzlich ausgerottet zu sein; verlorener Weise besucht er nochmal einzelne Gebirgszüge von Südtirol. Der Lämmergeier wird sehr viel als der Räuber kleiner Kinder angeklagt. Brehm nimmt ihn

dagegen in Schutz und sagt, derlei Schandthaten über der Stein-Adler viel eher aus, und dessen Angriffe auf Menschen würden nur aus Unkenntnis dem Lämmergeier zugeschrieben. Es ist ja möglich, daß der bekannte Forscher Recht hat; ich kann aber doch nicht umhin, hier aus einem sonst gut redigirten Blatte ein paar Geschichten folgen zu lassen, die von dem versuchten Menschenraube des Lämmergeiers erzählen und ausdrücklich diesen Vogel als den Bösewicht angeben. Also: „Bei Reichenbach — das ist im Canton Bern — überfiel vor nicht langer Zeit ein Lämmergeier im Gebirge einen halberwachsenen Knaben. Der gewaltige Vogel stürzte auf den Jungen los, warf ihn zu Boden, packte ihn mit den Krallen, schlug mit den Flügeln auf den Armen los und begann mit dem Schnabel seines Opfers Kopf zu bearbeiten. Der kräftig gebaute Junge wehrte sich nach Möglichkeit gegen den Räuber, wäre aber wohl ohne Zweifel verloren gewesen, wenn sein Jammergeschrei nicht eine in der Nähe arbeitende Frau herbeigelockt hätte, bei deren Annäherung sich der Vogel davonmachte. Der Knabe hatte drei tiefe Abschürfungen am Hinterkopfe davongetragen, und auf Brust und Seite sah man deutlich die Krallengriffe als blaue, zum Theil blutige Flecke.“

Weiter: „Daß der Lämmergeier selbst den Kampf mit Männern nicht scheut, möge folgender Vorfall beweisen: Im Gebirge von Schunders (Bünden) führte ein Bauer sein Vieh zur Tränke, als plötzlich ein Lämmergeier auf einen einjährigen Ziegenbock herabstieß und denselben mit sich fortzutragen versuchte. Schnell eilte aber der Besitzer herbei und hieb mit einem Prügel auf den Räuber ein. Dieser ließ die Beute los, wandte sich aber nun gegen den Angreifer und schlug ihn mit seinen Flügeln so um den Kopf, daß dem Bauern der Muth entsank und er die Flucht ergriff, worauf der stegreiche Vogel den Bock abermals packte und durch die Luft entführte.“

Zu guter Letzt will ich noch eine kleine Notiz aus der „Neuen Bündner Zeitung“ vom 24. Juli ds. Jz. reproduciren. Es heißt da: „In einer steilen Felswand der Alp Starlera bei Innerjerrara hatte Wildhüter Conrad vor einiger Zeit ein großes Adlernes erspäht. Mit Hilfe herbeigekommener Männer und langer starker Stricke konnte dem abgelegenen Horste ein junger, etwa 4 Wochen alter Stein-Adler enthoben werden. Obwohl noch nicht flügge, zeigt das Thier seine wilde Natur bereits mit drohenden Geberden, so daß sich kein Hund in seine Nähe wagt.“

## Schach.

Augsburger Schachblatt.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Geschichte des Schachspiels.

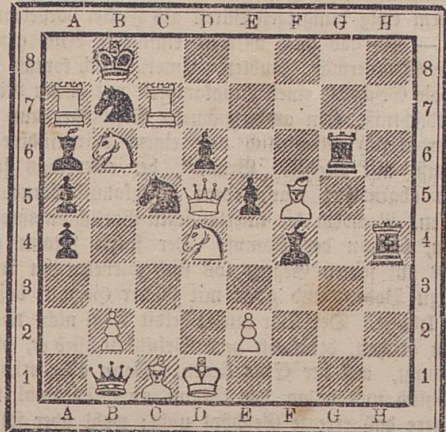
### II.

Gegenüber diesen sagenhaften indischen Erzählungen besitzen wir als Beweis dafür, dass die Geschichte des Schachspiels schon in die ältesten Zeiten zurückreicht, thatsächlich Zeugnisse in der arabischen und persischen Literatur, aus welchen hervorgeht, dass gegen Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt nicht nur schon eine ziemlich umfangreiche Schachliteratur vorhanden war, sondern die Fertigkeit einzelner namhafter Spieler sich sogar bis zum Spiel aus dem Gedächtnisse erhob und viele berühmte Fürsten Freunde des edlen Spieles waren. So steht fest, dass unter der Regierung des Königs Cosroes des Grossen, welcher im Jahre 570 nach Christus starb, das Schach den Persern bereits bekannt war. Diese haben die Kenntniss des Spiels wohl zweifellos von Indien erhalten, von den Persern ist es dann auf ihre Ueberwinder,

die Araber (Moslems) übergegangen, und diese haben es alsdann hinwiederum auf ihren Eroberungszügen dem Abendlande mitgetheilt. Von fürstlichen Gönnern des Spiels unter den Arabern ist der Kalif Mutasim Billah zu nennen, welcher von 833—842 zu Bagdad residirte. Diesem schachfreundlichen Fürsten wird die nachfolgende Aufgabe zugeschrieben, welche sich in einer arabischen Handschrift vorfindet, die der verdiente Orientforscher Duncan Forbes entdeckt und im Jahre 1860 zu London veröffentlicht hat. Wir führen diese älteste bekannte Schachaufgabe nachstehend unseren Lesern vor, nebst den zur Lösung erforderlichen Angaben über die damals gebräuchliche Spielweise.

Aufgabe Nr. 2.

Von dem Kalif Mutasim Billah zu Bagdad 833—842 nach Christus.  
Schwarz.



Weiss.

In vorstehender Stellung zieht Weiss an und gibt in höchstens neun Zügen matt.

NB. Bei der Lösung sind folgende Unterschiede der alterthümlichen Gangart der Steine, gegenüber der jetzt gebräuchlichen, zu beachten:

- 1) Die Dame konnte im arabischen Schach nur schräg, und zwar nur in das unmittelbar nächste Feld ziehen, hatte also von allen Offizieren den beschränktesten Gang, z. B. Dd5 nach e6, e6, e4, e4.
- 2) Der Läufer durfte im alten Spiel nur drei Felder in schräger Richtung durchmessen, dabei jedoch eine dazwischen stehende Figur überspringen, also von c1 nach e3 oder a3 (über b2 hinweg).
- 3) Die übrigen Figuren König, Thurm, Springer und Bauer konnten sich damals bereits bewegen, wie es heute geschieht, doch war die Rochade noch unbekannt, und musste jeder Bauer, sobald er das letzte Feld erreichte, zur Dame werden, gleichviel ob dieselbe noch im Spiele war oder nicht. Auch durfte der Bauer stets nur einen Schritt, also von e2 nach e3, machen.

(Fortsetzung dieses Abschnittes in 14 Tagen.)

### Nachrichten aus der Schachwelt.

Stand des Meister-Turniers zu Budapest nach der IX. Runde vom 17. Oktober 1896.

Pillsbury +6½, Winawer +6½, Charousek +5½, Tschigorin +5½, Albin + 5, Maróczy + 4½, Jannowsky + 4, Walbrodt + 4, Schlechter + 3½, Dr. Tarrasch + 3½, Marco + 3, Dr. Noa + 2, v. Popiel + 1. — Die Herren Alapin und Makowetz haben bei Beginn des Turniers ihre Theilnahme wieder zurückgezogen. — Auserlesene Partien von diesem Turnier folgen demnächst.

### Notiz.

Die Namen jener Schachfreunde, welche unsere Endspiele und Probleme richtig lösen sowie die Lösungen innerhalb drei Wochen einsenden, werden stets an dieser Stelle veröffentlicht.

Alles auf das Schach Bezügliche ist ausnahmslos zu adressiren: „An die Redaction des Augsburger Schachblatt — Café Augusta — Augsburg.“